

Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 29 (1977)

Heft: 22

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und Substanz zermalmt. Das Gleichgewicht, das etwa der nostalgisch visierte amerikanische Thriller (oder Western) zwischen Story und Mythos, zwischen Drehbuch-Figuren und menschlicher Dichte schafft, fehlt hier ausnahmslos. An seiner Stelle steht Berechnung, die keine Ausstrahlung besitzt. Der Zuschauer erhält keine Chance, mit dem Film in Dialog zu treten. Er bleibt ungerührt, ja kalt; nur die Nerven werden vergewaltigt. Und für eine echte Tragödie fehlt es den bemerkenswert bürgerlichen Figuren an Gewicht und Spuren: an jenem Schicksal und an jener eigenen Präsenz, die erst über alle Effekte, Übersteigerungen und Unglückseligkeiten hinweg eine grössere und verbindliche Dimension schaffen und ausloten könnten. Der harte Schnitt, die strenge Montage, die vielen Ellipsen und Mehrdeutigkeiten genügen nicht, um das Format eines Don Siegels oder Melvilles zu erreichen. Selbst zum von der teilweise begeisterten französischen Kritik hineininterpretierten «physischen Kino» reicht es nicht: Corneau ist zu sehr mit seinem (unbestreitbaren) technischen Talent, mit einer synthetischen Fabrikation beschäftigt. Und wenn der von Angst tyrannisierte Montand am Lenkrad eines Riesencamions sitzt, so bleibt dies bloss ein vages Zitat aus dem sehr fernen Clouzot-Film «Le salaire de la peur». Der Vergleich lässt nicht ohne Bitterkeit den Verlust abmessen, den das französische Filmschaffen inzwischen erfahren und vergrössert hat. Bruno Jaeggi

TV/RADIO-KRITISCH

Voreingenommenheit ist ein schlechter Berater

Trennung von Kirche und Staat im Fernsehen DRS

Zweimal hat sich das Fernsehen der deutschen und rätoromanischen Schweiz in jüngster Zeit der im Kanton Zürich bevorstehenden Volksabstimmung zur Trennung von Kirche und Staat (4. Dezember) angenommen. Zweimal erhielt dabei der Zuschauer den Eindruck der Voreingenommenheit, wie sie vermutlich aus einer betont kritischen Haltung der Gestalter gegenüber der Landeskirche resultiert. Von vornherein war so eine sachliche Auseinandersetzung mit einer an sich interessanten und vielschichtigen Problematik nicht möglich. Weder im «CH»-Beitrag von Heinz Kindlimann (11. Oktober) noch in der vom technischen Aufwand dominierten Sendung «Heute abend: Trennung von Kirche und Staat» (28. Oktober) aus Zürich und Männedorf erfuhr die Thematik eine ihr angemessene Behandlung. Die Hauptschuld daran trug meines Erachtens die Inkompetenz der Medienleute, zu einem geringen Teil – zumindest in der Sendung «Heute abend» – aber auch die Gegner der Initiative, indem sie sich in die fragwürdigen Argumente der Trennungsbefürworter festbissen.

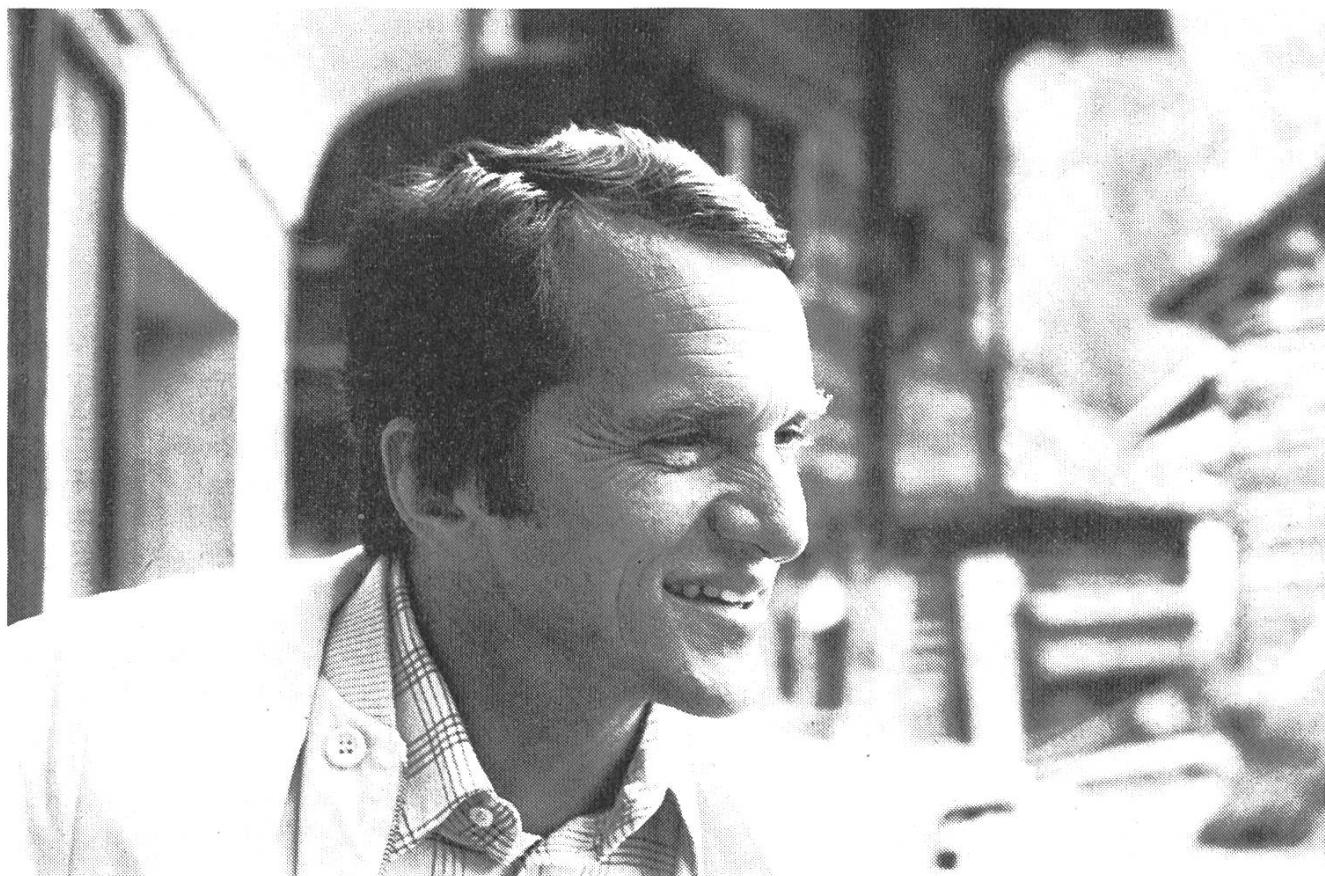
Der Vorwurf der Inkompetenz wiegt schwer. Wer sich indessen im kirchlichen Leben auch nur halbwegs auskennt, stellte sowohl im überheblichen Bericht von Heinz Kindlimann wie in der von Werner Vetterli (allzu) straff geleiteten Diskussionssendung fest, dass der Kirchenbegriff sowohl der Sendeleiter wie auch der Gruppenmoderatoren ein zumindest eingeschränkter ist. Kirche erschien da reduziert auf Predigtbesuch und kirchliche Handlungen. Allenfalls schwangen noch diffuse Vorstellungen von charitativ-sozialen Leistungen der Kirchen mit. Der prägende Einfluss der Kirchen auf das gesamtgesellschaftliche Leben – wer beispielsweise möchte bestreiten, dass unser Verhalten von einer langen christlich-abendländischen Tradition her geprägt ist – wurde einfach ausgeklammert. Dass etwa die Anerkennung der Kirchen

durch den Staat weniger ein Zusammenschluss weltlicher und geistlicher Popularen zu einem allmächtigen Machtgefüge darstellt, als damit vielmehr die Erkenntnis, dass der Staat einer moralisch-ethischen Grundhaltung bedarf, demonstriert wird, blieb unerwähnt. Kirchliche und damit auch christliche Anerkennung der Notwendigkeit eines Staatsgebildes, welches das Zusammenleben der Menschen organisiert, einerseits; die Unterstellung des Staates unter ein moralisches Prinzip, wie es etwa die Bundesverfassung in ihrer Präambel vorsieht, andererseits: aus solchen Überlegungen heraus wäre eine Diskussion über die Trennung von Kirche und Staat durchaus zu entwickeln gewesen. Die Frage, ob die Kirchen ihrem Auftrag in dieser Richtung noch gerecht werden, hätte sich damit gestellt. Sie zu beantworten, wäre zu einer Meinungsbildung über die Problematik wesentlicher gewesen als ihre Reduktion auf vorwiegend finanzielle Aspekte. Solche Gedankengänge aber fanden in keiner der beiden Sendungen statt. Das fragwürdige Spiel mit Zahlen erschien den einseitig informierten Fernsehmachern handgreiflicher zu sein als eine vertiefte Ausbreitung der Materie.

Die Reduktion auf die finanziellen Aspekte führten übrigens – besonders im «CH»-Bericht – zu geradezu grotesken Gegenüberstellungen. So etwa verglich Kindlimann die Landeskirche mit der Heilsarmee, um «schlüssig» zu beweisen, dass die evangelisch-reformierte Landeskirche zu viel Geld für den «Eigenbedarf» ausgebe, charitativ-sozialen Zwecken jedoch nur 40 Prozent ihrer Aufwendungen zuführe. In welchem Widerspruch der auf diese Weise erhobene Vorwurf zur kurz darauf getätigten und reichlich anfechtbaren Feststellung stand, der Staat hätte die sozialen Aufgaben der Kirchen längst übernommen, bedarf wohl keiner Erläuterung mehr. Ohne das verdienstvolle Wirken der Heilsarmee im geringsten abzuwerten, hätte der Gestalter der Sendung zur sachlichen Information zumindest auf die Proportionen der Aufwendungen, die unterschiedliche Vielfalt sozialer Verpflichtungen und die Tatsache, dass die Heilsarmee ihre charitable Arbeit zu einem erheblichen Teil aus Spenden gerade auch von Mitgliedern der Landeskirche bestreitet, die nach einer Trennung wahrscheinlich nicht mehr so reichlich fliessen würden, hinweisen müssen.

Wurde für kurze Zeit von den finanziellen Aspekten einer Trennung von Kirche und Staat abgerückt, verliess man sich flugs auf anders «hieb- und stichfestes» Zahlenmaterial: Der schwache Gottesdienstbesuch stand vor allem in der Sendung «Heute abend» zur Debatte. Nur zwei bis sechs Prozent der Bevölkerung würden vom Predigtangebot der Kirchen Gebrauch machen hiess es da. Dazu eine kleine Rechnung: Wenn wir die Bevölkerungszahl der Agglomeration Bern mit 250 000 annehmen und den durchschnittlichen Besuch der Fussballspiele von Young Boys mit – gegenwärtig eher zu optimistisch gerechneten – 6000 Zuschauern veranschlagen, können wir feststellen, dass 2,4 Prozent der Bevölkerung die Fussballspiele von Young Boys verfolgen. Wenn die Fussballer gut spielen, stehen sie etwas höher in der Gunst des Publikums, wenn sie auf der Verliererbahn sind, pilgern weniger Fans ins Stadion. Bei diesem keineswegs überwältigenden Besuch von Fussballspielen, stellt sich die Frage, ob Fernsehen und Radio der Berichterstattung und Kommentierung dieser Sportart nicht zu grossen zeitlichen und finanziellen (aus Konzessionsgebühren bestreiteten) Aufwand widmen. Was die Rechnung und die damit verbundene Frage bezwecken, ist leicht zu erraten. So könne man natürlich nicht argumentieren, wird man mir entgegenhalten, nicht nur, weil sich ja viel mehr Leute für die Spiele der Young Boys interessierten, als im Stadion anzutreffen sind. Gewiss, so kann man nicht argumentieren – auch über den Kirchenbesuch nicht und das nicht nur, weil sich beispielsweise über Zeitschriften, Literatur und nicht zuletzt die elektronischen Massenmedien ungleich mehr Menschen für religiöse und kirchliche Fragen interessieren, als dies der Kirchenbesuch vermuten lässt. Es ist übrigens bezeichnend, wie schnell Karl F. Schneider im Augenblick, als die Kirchenbesuchs-Statistik des Fernsehens in Frage gestellt wurde, sich nicht mehr «auf solche Zahlenspielereien» einlassen mochte und dem Kritiker das Mikrofon entzog.

Zur Voreingenommenheit und Inkompétenz, mit welcher die Auseinandersetzung



Die Sendung «Heute abend» wird von Werner Vetterli präsentiert und geleitet.

um Trennung von Kirche und Staat angegangen wurde, gehört auch die Ausklammerung des gesamten seelsorgerischen Bereiches und der Kommunikation mit den Menschen am Rande unserer Gesellschaft. Was hier heute in Kirchgemeinden, Spitalpfarrämtern, Altersheimen, aber auch kirchlichen Eheberatungs-, Stellenvermittlungs- und Jugendberatungsstellen geleistet wird, ist mit erheblichem finanziellem und zeitlichem Einsatz verbunden. Wer beispielsweise, wäre zu fragen gewesen, nimmt sich all der ratsuchenden Menschen mit derselben Intensität und Geduld an, wenn die Landeskirchen Pfarrämter und soziale Beratungsstellen auflösen müssen, weil man ihnen die notwendigen Mittel entzieht? Der Staat? Wohl kaum: Seinen Möglichkeiten zur sozialen Betreuung seiner Bürger sind enge personelle und wirtschaftliche Grenzen gesetzt. Und noch nie haben sich die Trennungsbefürworter dahin geäussert, dass sie die der Kirche entzogenen Steuergelder dem Staat für soziale Belange zur Verfügung stellen wollen.

Dass gelegentlich auch mit massiver Bildmanipulation gearbeitet wurde – ob bewusst oder unbewusst bleibe dahingestellt –, fiel vor allem in Heinz Kindlimanns «CH»-Bericht auf. Der Reformator Zwingli etwa – sein Denkmal wurde in einer massiven Aufsicht gefilmt – erschien dabei optisch als religiöser Diktator, dem zu Füssen das arme und unwissende Kirchenvolk liegt. Wir werden lernen müssen, solche Bildsprache zu lesen und zu interpretieren. Sie gibt nämlich recht genauen Aufschluss über die Haltung, mit welcher ein Autor ans Werk gegangen ist. Doch auch wer sich nicht mit solchen Zeichen nonverbaler Kommunikation auseinandersetzen will oder kann, fand in Kindlimanns Bericht offensichtliche Chiffren bewusster Meinungssteuerung. Die Strassenumfrage beispielsweise war in geradezu penetranter Weise darauf angelegt, die Beziehungslosigkeit des Durchschnittsbürgers zur Landeskirche zu konstruieren. Durch eine andere Auswahl von Passantengesprächen, durch eine anders bestimmte Wahl von Befragungsort und -zeit, wäre ohne die geringste Mühe ein genau gegenteiliger Aussagewert zu erzielen gewesen. Es darf in diesem Zusam-

menhang überhaupt einmal die Frage aufgeworfen werden, wie lange eine sich seriös gebärdende Informationsabteilung sich noch dieses ebenso primitiven wie nichtssagenden Mittels der Meinungsbefragung, das allenfalls eine schlecht verhüllte Alibifunktion in miesen Sex-Filmreports erfüllt, zu bedienen gedenkt. Angesichts der Feststellung, dass keine der beiden TV-Sendungen zum Thema Trennung von Kirche und Staat dazu angetan war, eine notwendige und wünschenswerte Meinungsbildung zu fördern, sondern damit allenfalls Vorurteile bestätigt wurden, drängt sich die Überlegung auf, ob nicht zumindest in der Sendung «Heute abend» die Trennungs-Gegner, also vorwiegend Persönlichkeiten aus kirchlichen Kreisen, dem Gespräch durch kräftige Interventionen eine andere Richtung und damit der Diskussion eine gehaltvollere Dimension hätten verleihen können. Gewiss, die Hemmung vor einer allgegenwärtigen und auch allmächtigen Technik (vgl. dazu das Editorial von Franz Ulrich in dieser Nummer) spielt in solchen Augenblicken eine entscheidende Rolle. Dennoch hätte den Kirchenvertretern etwas mehr überlegene Gelassenheit und christlicher Mut zum Insistieren gut angestanden. Einmal schien dies fast zu gelingen, als einer der Beteiligten von der einseitig festgefahrenen Debatte wegführen wollte und auf den Auftrag der Kirchen zur Gewissensbildung aufmerksam machte. Zu leicht und widerstandslos liessen indessen er und seine Kollegen dieses wichtige Thema, mit dem die Bedeutung der Partnerschaft zwischen christlicher Kirche und abendländischem Staat auszuleuchten gewesen wäre, von den ungeduldigen Fernsehleuten vom Tisch wischen. So blitzte leider nur ansatzweise auf, was zum Mittelpunkt einer Auseinandersetzung um eine allfällige Trennung von Kirche und Staat hätte werden müssen: die Frage, ob mit dem abrupten Bruch, den die Initianten herbeiführen wollen, nicht eine sinnvolle Arbeitsteilung zweier im wesentlichen eingespielter Partner aufs Spiel gesetzt wird. Diese Frage, meine ich, beschäftigt sehr ernsthaft auch jene Bürger, die aus religiöser oder politischer Überzeugung durchaus für eine weitergehende Entflechtung von Kirche und Staat sind. Sie blieb, zumindest im Deutschschweizer Fernsehen, ungestellt, weil hier die Trennung aus Voreingenommenheit und journalistischer Überheblichkeit auf ihre statistischen und steuertechnischen Dimensionen reduziert wurde.

Urs Jaeggi

Stirbt ein Stamm für einen Damm?

Mit diesem Film, dessen Untertitel «Offener Brief an Präsident Marcos lautet» und den das Fernsehen DRS am Sonntag, den 20. November, 10.00 Uhr – zu einer unverständlich ungünstigen Sendezeit – ausstrahlt, wirft Marietta Peitz ein Schlaglicht auf ein zentrales Problem der Entwicklungspolitik in der Dritten Welt. Im Chico-Tal, das den gebirgigen Norden der grössten Philippinen-Insel durchzieht, will die Regierung ein riesiges Staudammprojekt verwirklichen, das die Existenz zweier Stämme der Ureinwohner, die zur Minderheit der Igorots gehören, bedroht. Die Bontoc und Kalinga haben in jahrhundertelanger Arbeit die steilen Hänge des Chico-Tales in eine fruchtbare Kulturlandschaft verwandelt und sich einen Lebensraum geschaffen, in dem sie zwar «unterentwickelt», aber autonom existieren können. Grandios angelegte Reisterrassen und Gemüsegärten, die der Landschaft das eigentümliche, faszinierende Gepräge geben, sind die Grundlage ihrer Existenz. Die Igorots haben ein hochentwickeltes Sozialsystem («Keiner soll hungern, solange ein anderer etwas hat»), eine reiche Tradition an Sitten, Bräuchen, Festen und Feiern. Sie leben in tiefer Verbundenheit mit dem Boden und ihren Ahnen: «Wenn unsere Verbindung mit den Toten abbricht, sterben wir.» In ihrer Welt fühlen sie sich geborgen. Ausgeklügelte Friedensverträge regeln das Zusammenleben zwischen den Dörfern. Wegen ihrer früheren Kopfjägerei, die ein Bestandteil ihrer Kultur war, gelten sie als «Schande der Nation». Kein Igorot ist Mitglied der Regierung, keiner ist Arzt. Ausser einigen belgi-

schen Missionaren erhebt niemand die Stimme für dieses vom Untergang bedrohte Volk.

Rings um die Hauptstadt der als «Bergprovinzen» bezeichneten Gegend, wurde in den letzten Jahren Industrie angesiedelt, das Land ist reich an Bodenschätzen (Kupfer und Gold). Zur wirtschaftlichen Entwicklung werden die Wasserreserven des Chico-Tales benötigt. Die beiden Stämme sollen deshalb ausgesiedelt werden. Aber es gibt für sie kein Land, die Regierung hat bisher noch keinen brauchbaren und humanen Vorschlag unterbreitet. Die Bontoc und Kalinga setzen sich deshalb verzweifelt, aber gewaltlos zur Wehr. Mit Drohungen, Lügen, Bestechungen und Erpressungen und unter Einsatz der staatlichen Schutzbehörden für Minderheiten, Panamin, die auf der Seite der Regierung steht, und des Militärs sucht man sie zur Zustimmung ihres eigenen Untergangs zu zwingen. Obwohl seit Einführung des Kriegsrechts Dorfversammlungen verboten sind, waren zwei der betroffenen Dörfer bereit, ihre Anklagen vor der Kamera des deutschen Teams zu erheben. Vom Leben gezeichnete Männer und Frauen geben der Angst, Not und Verzweiflung, die sie alle quälen, erschütternden Ausdruck. Einer meint, die Regierung solle die Dörfer zerbomben, dann gebe es keinen Widerstand mehr. Dem Moloch Fortschritt werden sie in den Rachen geworfen, wie man das mit den Indianern Nord- und Südamerikas und anderen «Unzivilisierten» gemacht hat – und es beispielsweise vor Jahren auch mit den Bewohnern des Urserentales im Sinne hatte.

Die Igorots haben einen ausgeprägten Sinn für Gemeinschaft und spirituelle Werte, was ihre Christianisierung erleichtert hat. Es ist denn auch ein Jesuit und Bischof, Francisco Claver, Sohn des ehemaligen Gouverneurs der «Bergprovinzen» und Leiter der Diözese Mindanao, der ein erhebliches persönliches Risiko auf sich genommen hat, als er sich zum Sprecher seines Volkes machte und sich mit diesem Film-Brief an Präsident Marcos wandte. Die Dreharbeiten über dieses «heisse Eisen» waren schwierig, der Fahrer des Filmteams wurde verhaftet und stundenlang verhört. Deshalb war es nicht möglich, Stellungnahmen der Gegenseite – Regierung, Panamin, National Power Corporation – einzuholen.

Der Film gibt in starken, eindrücklichen Bildern und Worten den «Todesschrei eines Volkes» wieder. Die Kamera gibt zuerst einen Überblick über die Landschaft, den Lebensraum der beiden Stämme, vermittelt dann in knappen Ausschnitten einen Begriff ihrer Kultur und Tradition. Schliesslich begibt sie sich mitten unter das versammelte Volk und nimmt mit dem Bischof auf, was diese Menschen zu sagen und zu klagen haben. Da stellt sich die Frage: Dürfen diese Menschen dem wirtschaftlichen Fortschritt geopfert, dürfen sie entwurzelt und in den Untergang getrieben werden? Wo sind die Prioritäten der Entwicklungspolitik zu setzen, wo sind ihre Grenzen?

Franz Ulrich

Dokumentarfilm, farbig, Lichtton, 16 mm, 30 Min.; Regie und Buch: Marietta Peitz; Kamera: Paco Joan und Henning Stegmüller; Ton: Harald Rumpold; Schnitt: Malva Katzbichler; Redaktion: Werner Hamerski; Produktion: BRD 1977, Aradt-Film; Verleih: SELECTA-Film, Freiburg, Fr. 33.–

Anspielfilme zum sozialen Lernen

Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft Jugend und Massenmedien stellt drei Kurzfilme vor, die noch weitgehend unbekannt sind: zwei Anspielfilme für die Kindergarten- und Primarschulstufe sowie der für die Mittelstufe bestimmte «Impuls D Mofa», der soeben fertiggestellt worden ist und sich mit der Drogenabhängigkeit befasst. Zur Diskussion werden voraussichtlich der Produzent und der Filmmacher anwesend sein. Ort und Zeit der Veranstaltung: Kantonsschule Olten, Samstag 19. November, 15–18 Uhr. Anmeldung ist nicht nötig. Kosten: Fr. 3.–, ajm-Mitglieder frei.

Lehrlinge – 13 Jahre später

Zu Alain Tanners «Les apprentis» und Walter Martis «A propos des apprentis» im Westschweizer Fernsehen am 27. und 31. Oktober

I.

An der Schweizerischen Landesausstellung 1964 in Lausanne wurde Alain Tanners Film «Les apprentis» uraufgeführt. Es war der erste Film eines Mitglieds der ein Jahr zuvor gegründeten «Association Suisse des Réalisateurs de Films». Eines ihrer Ziele bestand darin, mit den Mitteln des Films schweizerische Wirklichkeit aufzuzeichnen. Produziert wurde der Film von der Teleproduction Zürich (Walter Marti und Reni Mertens) und Alain Tanner, wobei ein «Groupement pour la Réalisation d'un Film sur l'Apprentissage», bestehend aus Vertretern der westschweizerischen Industrie und von Erziehungs- und Wirtschaftsbehörden welscher Kantone und Berns, den grösseren Teil der Finanzierung aufgebracht hatte, ohne Auflagen für die Realisierung des Films zu machen. An «Les apprentis» wurden damals hohe Erwartungen als Beitrag zur Erneuerung des schweizerischen Filmschaffens geknüpft. Alain Tanner hatte zusammen mit Claude Goretta 1958 als Absolvent des British Film Institute «Nice Time» geschaffen, der einen wesentlichen Anstoss zur Entwicklung des englischen «Free Cinema» gegeben hatte. Von «Les apprentis», der, wie der junge Film aller Länder, dem Prinzip des von den Werken des frühen Neorealismus und vom Fernsehen inspirierten «cinéma vérité» verpflichtet war, wurde der Beweis erwartet, dass eine thematische und künstlerische Erneuerung des Filmschaffens nur aus einer Annäherung an die schweizerische Wirklichkeit kommen konnte. Es gab bereits einige andere Filmemacher, die in dieser Richtung arbeiteten: Henry Brandt hatte im Jura «Quand nous étions petits enfants» und für die Expo 64 «La Suisse s'interroge» gemacht, in Frankreich hatten Walter Marti, Moritz de Hadeln und Sandro Bertossa «Le Pélé» (Bericht über die Studentenwallfahrt nach Chartres) gedreht. Als «Les apprentis» herauskam, waren Alexander J. Seilers «Siamo Italiani» und «Ursula oder das unwerte Leben» von Walter Marti und Reni Mertens in Arbeit. Einen wichtigen Anteil an dieser Entwicklung hatte Ernest Artaria: Als Lionel Rogosins Kameramann bei dem in Südafrika gedrehten «Come Back, Africa», einem der besten Filme des «cinéma vérité», hatte er Erfahrungen gemacht, die er bei «Le Pélé» und «Les apprentis» verwerten konnte. Tanners Film fand jedoch keineswegs einhellige Zustimmung. So meinte ein Kritiker, dieses Werk liefere «keine Bestätigung dafür, dass hier ein gangbarer Weg für den Schweizerfilm gefunden wurde. Im Gegenteil: es zeigt sich, dass er nicht gefunden ist. Die schweizerische Abwandlung des «cinéma vérité», die jetzt neuerdings auch mit Alexander J. Seilers und Robert Gnants «Siamo Italiani» geübt wird, hat wenig Chancen, beim Publikum anzukommen». Andere sahen in diesem Film einen zukunftsweisenden «Schritt in die richtige Richtung zu einem «nouveau cinéma suisse», um den Schweizern die wirkliche Schweiz zu zeigen». Wie dem auch sei, aus historischer Rückschau muss Tanners Film als wichtiger Meilenstein in der Geschichte des Schweizer Films bezeichnet werden.

II.

13 Jahre später hat Walter Marti dem Westschweizer Fernsehen den Vorschlag gemacht, herauszufinden, was inzwischen aus den elf Mädchen und Burschen, die Alain Tanner in «Les apprentis» porträtiert hatte, geworden ist. Jean-Jacques Lagrange von der Abteilung Information unterstützte dieses Projekt, das allerdings Marti schliesslich doch nicht in der vorgesehenen Form verwirklichen konnte. Geplant war eine etwa zweistündige Sendung, die ungefähr zu gleichen Teilen aus Ausschnitten aus Tanners Film und aus Neuaufnahmen bestehen sollte. Damit hätte der Zuschauer die Möglichkeit eines unmittelbaren Vergleichs zwischen 1964 und

1977 innerhalb der gleichen Sendung gehabt. Dieses originelle, reizvolle und vermutlich sehr aufschlussreiche Vorhaben fand bei den zuständigen Fernsehverantwortlichen keine Gnade: Marti musste sich auf etwa 70 Minuten Neuaufnahmen beschränken. Dafür fand sich das welsche Fernsehen bereit, «Les apprentis», die bisher am Bildschirm nicht zu sehen waren, einige Tage vor Martis Film auszustrahlen, obwohl Alain Tanner, der sich offenbar von seinem Frühwerk innerlich distanziert hat, sich dagegen sträubte. Wer sich also die Zeit nahm, beide Sendungen anzusehen, wurde Zeuge eines hochinteressanten, ja faszinierenden Experiments.

III.

Am 27. Oktober wurde Tanners Film gezeigt, der mir wie ein Dokument aus einer fernen, fremden, ja beinahe exotischen Welt vorgekommen ist. Diese Wirkung führt mich zum Teil auf das Erscheinungsbild und das Verhalten der jungen Menschen zurück, auf ihre Kleider, den heute fast militärisch anmutenden Haarschnitt der Burschen, die Sprechweisen, die manchmal idyllisch wirkende Umwelt, zum andern Teil auch auf die spezifische Form des Films. In gestellten, aber durchaus dokumentarisch wirkenden Szenen, fing Tanner die Arbeits- und Freizeitwelt der Lehrlinge ein. Mit den skizzenhaften, aber immer wieder durch feine Nuancen auffallenden Porträts entstand ein mosaikartiger und in mancher Beziehung repräsentativer Querschnitt des Lehrlingsdaseins in der Westschweiz. Der sachlich informierende Bericht macht jedoch nur einen Teil des Films aus; ein beträchtlicher Teil besteht aus lyrischen, poetischen Elementen (wozu etwa die zuweilen geradezu irritierende Musik von Victor Fenigstein gehört), die die Welt der Lehrlinge manchmal ästhetisiert, idyllisiert und wohl auch etwas ironisiert erscheinen lassen. «Les apprentis» zeigt deutlich, dass sich Alain Tanner damals auf dem Weg zum Spielfilm befunden hat, der ihm grössere formale und thematische Möglichkeiten bietet. Am zukunftsträchtigsten erscheint mir aus heutiger Sicht die Art und Weise, wie Tanner die auf Tonband aufgenommenen Aussagen der Lehrlinge, unter Verzicht auf jeden Kommentar, mit den Bildern verknüpfte und kontrapunktierte. Diese Methode der Selbstdarstellung, an der damals auch Seiler und Marti arbeiteten, ist von Yves Yersin, Fredi M. Murer, Roman Hollenstein, Marlies Graf, Friedrich Kappeler, Peter von Gunten und anderen mit einem Erfolg weiterentwickelt worden.

IV.

Walter Martis Bericht über die heutigen Lebensumstände der ehemaligen Lehrlinge ist eine TV-Reportage, die unter üblichen Fernseh-Produktionsbedingungen entstanden ist: einige Tage recherchieren, 15 Tage Drehzeit, Montage. Solche Bedingungen zwingen zum raschen Arbeiten, Zeit bleibt weder für formale Experimente noch für eine besondere Vertiefung oder Abrundung des Stoffes. Marti ist es im Rahmen dieser Bedingungen dennoch gelungen, mit filmisch differenzierten Mitteln einen ungewöhnlichen, aufschlussreichen Einblick in die schweizerische Wirklichkeit zu vermitteln. Er hat sich dabei einer ähnlichen Methode bedient wie Tanner: Er hat die Leute zuhause und bei der Arbeit aufgesucht und ihnen Fragen gestellt. Die gefilmten Szenen halten die Wiederholung dieser Besuche fest, sind also wiederum gestellte Szenen. Dabei hat sich Marti als «Interviewer» ins Bild einbezogen und damit sein Vorgehen sichtbar gemacht. Die Kameraarbeit (Gérard Bruchet) ist sachlich, funktional, es findet keine Idyllisierung und Poetisierung, auch nicht durch Musik, statt. Jedem Porträt ist ein kurzer Ausschnitt aus Tanners Film vorangestellt, um dem Zuschauer den Lehrling von damals vor Augen zu stellen.

Marti zeigt die Leute, wie sie sich selber sehen. Es ging ihm nicht um Blossstellung, Demaskierung oder gar Verunglimpfung, was ohne allzu grosse Manipulation durchaus drin gelegen hätte. Die Leute sind heute im «besten Alter», sie haben geheiratet, berufliche und militärische Karriere gemacht, vielleicht sogar ein eigenes Haus ge-



Was ist aus ihnen geworden? Walter Marti geht in «A propos des apprentis» der Frage nach, was die Lehrlinge aus Alain Tanners «Les apprentis» heute tun.

baut. Sie haben es «zu etwas gebracht» und sind mit dem Erreichten mehr oder weniger zufrieden. Einer, der ins Ausland ging, konnte nicht gefilmt werden, und eine, die geschieden ist, wollte sich nicht filmen lassen. Erfolg, Wohlstand und Besitz lassen sich leichter vorzeigen als Misserfolg und Not. Unaufdringlich hat Marti solche Akzente gesetzt, die seiner Reportage eine kritische, hintergründige Dimension verleihen und es dem Zuschauer ermöglichen, selber aufschlussreiche Bezüge herzustellen. Da sagte einer als Lehrling in Tanners Film: «Arbeiter sein heisst, den Chefs gehorchen, und niemand lässt sich gern herumkommandieren.» Marti fragt den heute Arrivierten: «Kommandieren Sie gerne?» Seine Antwort: «Nein, aber dirigieren ist angenehm.» Oder da ist der ehemalige Lehrling, der seine technische Lehre erfolgreich abgeschlossen hat, aber heute als Diakon der evangelischen Kirche in Lausanne arbeitet, weil er lieber die Bedürfnisse der Menschen als jene der Technik befriedigen möchte. Er betreut die Jungen unter 20. Marti filmte ihn in seinem komfortablen Haus und beim Gespräch und Beten mit Jugendlichen. Er meint mit einiger Selbstzufriedenheit, dass es ihm gelinge, deren Sprache zu sprechen. Nur, die meisten Jugendlichen sprechen eine ganz andere Sprache, wie die nicht gestellte Diskussion mit heutigen Lehrlingen am Schluss des Films, in der sich der Kreis zu Tanners Film schliesst, deutlich genug zeigt. Eine derart freimütige, kritische Diskussion wäre vor 13 Jahren nicht möglich gewesen, die Lehrlinge hätten damals geschwiegen. Diese beiden Diskussionen mit Jungen geben teilweise auch eine Antwort auf die Frage, warum die Kirche heute so viele Menschen nicht mehr erreicht, die in der Sendung «Heute in...» über die Trennung von Kirche und Staat eine so grosse Rolle gespielt hat.

In Walter Martis Reportage brechen sich wie in einem Spiegel Realitäten der Schweiz von heute. Diese Frauen und Männer gehören als Angestellte und Arbeiter dem Durchschnittsbürgertum an. Sie haben Aufstiegschancen wahrgenommen und haben sich in ihrem Milieu mehr oder weniger komfortabel eingerichtet. Die ehemals unruhigen, suchenden Lehrlinge sind erwachsen geworden, sind zur Ruhe gekommen, teils zufrieden, teils resigniert. Sie haben sich mit ihrem Schicksal abgefunden, erwarten vom Leben keine grossen Änderungen mehr. Schlagartig wird einem hier bewusst, wo auch Gründe liegen könnten, warum in der Schweiz auch kleine Veränderungen nur langsam und mühsam zu bewerkstelligen sind, warum hier «revolutionsäre» Ideen und Projekte auf eine «Gummimauer» (Alain Tanner) stossen. Und wer genauer hinschaut, bemerkt durch die Bilder Martis Risse und Brüche in einer auf den ersten Blick freundlichen, wohlgeordneten Fassade. In einem Dreieck aus Mann, Frau und Hund werden auf geradezu schrille Weise Ehe- und Identitätsprobleme spürbar. Einer arbeitet als Vorarbeiter in einer Fabrik, obwohl er lieber Bauer sein möchte. Eine alleinstehende Frau, Sozialhelferin, hat sich ein Refugium auf dem Land geschaffen. Da wurden Träume nicht verwirklicht, Ziele nicht erreicht, weil Zwänge stärker waren. Man hat sich abgeschliffen, abgefunden und eingerichtet. Durch solche Relationen, Einsichten und Durchblicke sind die beiden Filme von Tanner und Marti gewissermassen ethnologische und soziologische Dokumente geworden, weil sie Entwicklungen oder eben Nicht-Entwicklungen aufzeigen. Sie liefern Anschauungsmaterial zu unserer gesellschaftlichen Selbsterkenntnis. Es würde sich lohnen, in zehn oder 15 Jahren unserer Gesellschaft wiederum den Puls zu fühlen, eine weitere Momentaufnahme ihrer Verfassung zu machen. Franz Ulrich

Porträt einer unterdrückten Minderheit

Zu «Gruppenbild mit Echo», Radio DRS I (19. Oktober), und «Auf der Suche nach dem Sinn unseres Lebens – über Schwierigkeiten und Chancen erfüllter Mitmenschlichkeit», Radio DRS II (26. Oktober)

Als «Gruppenbild mit Echo» (Hörerbeteiligung) diskutierten Hans Ruedi Huwyler und Pius Köppel (Homosexuelle Arbeitsgruppen Bern/HAB – in Vertretung des Eidgenössischen Dachverbandes HACH) sowie Heidi Oberli und Sibylle Schmidlin (Lesbische Initiative Bern/LIB) ihre Anliegen und Probleme (Leitung: Hans Rudolf Lehmann). Als Beisitzer, das heisst als direkt beigezogene Fachhörer mit «Erfahrungs- oder Wissensvorsprung» fungierten Adolf Muschg (Schriftsteller, Politiker und Literaturprofessor), Maria Hauk (Psychologin), Hedi Wyss (Journalistin) und Hans Saner (Philosoph). Unabhängig von dieser Ausstrahlung sendete Radio DRS 2 eine Woche später den bemerkenswerten Vortrag von August E. Hohler an der Berner Friedenswoche 1977 unter dem Titel «Auf der Suche nach dem Sinn unseres Lebens ; über Schwierigkeiten und Chancen erfüllter Mitmenschlichkeit». A. E. Hohler möge mir verzeihen, wenn ich seine Überlegungen und Ausführungen, die ein «salbungsvolles Thema» auf überraschend neue, differenzierte Weise mit Inhalt füllen, hintan und in den Dienst einer Sache stelle, die mit seiner Leitidee – der Selbstbefreiung des Einzelnen von gesellschaftlichen Zwängen und ihren Folgeerscheinungen – aufs Engste verknüpft ist.

Homosexualität geht uns alle an

Die Notwendigkeit einer veränderten Einstellung gegenüber Homosexuellen wie gegenüber «Minderheiten» überhaupt, ist nicht dadurch gegeben, dass eine «tolerante und demokratische Gesellschaftsordnung», die diesen Namen verdient, es sich auf

Dauer nicht leisten kann, soziale Randgruppen an die Wand zu drücken. Als grundsätzlich irreführend und gefährlich muss die weitverbreitete, bewusst und unbewusst selbst in «urdemokratischen» Herzen herumgeisternde Vorstellung vom an sich gesunden Organismus (Gesellschaft) bezeichnet werden, eines Körpers, der gewisse «kränkelnde Teile» seiner selbst zwar für den Augenblick mit Nachsicht behandelt und (schein-)toleriert, letztlich aber doch eine Radikalkur zur immer angestrebten «Wiedergesundung» in Betracht zieht. Steht ein Teil der Gesellschaft zu einem andern grundsätzlich im Widerspruch, muss bereits auf theoretischer Ebene die Annahme eines «Verschuldens» nur des einen Teils an der Auseinandersetzung beider Teile (Minderheits-Mehrheitskonflikt) als vollkommen lächerlich und indiskutabel verworfen werden. Im Klartext: Wenn schon mit Begriffen wie «Krankheit» und «Normalität» operiert werden muss, kann sich die Diskussion diesbezüglich nur um das Ganze drehen, das heißt, die Gesellschaft als Ganzes ist «krank», beziehungsweise «nicht normal». Relevant ist in diesem Zusammenhang keineswegs, wie gross oder «wie geartet» sich eine Minderheit gegenüber einer Mehrheit verhält, relevant bleibt einzig und allein die Tatsache, *dass* ein Antagonismus besteht. Spätestens bei der Frage, ob uns, jeden Einzelnen, die bestehende Ordnung befriedigt oder nicht (sie tut es in den wenigsten Fällen), spätestens bei der Realisierung der eigenen Wünsche, Ängste und Hemmungen sollte klar werden, dass aktive soziale Diskriminierung in irgendeiner Form nur ein krampfhaftes Wegleugnen der eigenen Schwäche auf Kosten anderer bedeuten kann.

«Ich habe nichts gegen Homosexuelle, aber...»

«Es ist zum vornherein widerlich, eine solche Gruppe am Radio zu Wort kommen zu lassen.» / «Es grenzt geradezu an Fanatismus zu behaupten, Homosexuelle seien so normal wie Heterosexuelle.» / «Ich bin homosexuell, und darum seit 25 Jahren mit einem Bein im Zuchthaus. Meine ständige Angst und meine Veranlagung machen mir, je älter ich werde, desto mehr Kummer.» (Auszüge aus Hörerbriefen). – Vor einiger Zeit bezog der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten gegen die Homosexuellen Stellung, indem er die Wiederaufnahme eines Verfahrens ablehnte und damit indirekt das Urteil bestätigte, wonach Homosexuelle «unmoralisch» sind und aus diesem Grund von ihrem Arbeitgeber entlassen werden können.

Wie «logisch» beim Einzelnen eine Haltung der Angst und Abwehr konkret begründet wird, illustriert das nachstehende Beispiel aus einer von der Diskussionsgruppe in eigener Regie durchgeführten Strassenbefragung:

Frage (an A und B)	Person A (erwachsen/männlich)	Person B (erwachsen/weiblich)
«... eine homosexuelle Person als Lehrer oder Lehrerin?»	«... de würd'i sicher interveniere!»	«... de würd'... ja, jaja, ja!»
«De würdet'er säge, de wänd'er ke homosexuelle Lehrer?»	«nei, sicher!»	«nei...»
«... ke homosexuelle Lehrer...»		«nei!»
«... und werum nid?»		«Will si sötte'se nid beiflusse oder...! We's us freie Schtücke chunnt vom andere ... guet!...»

«.. und e heterosexuelle macht das nid?» (Anm.: «beeinflussen»)	«... sött nid, nei.»	«nei.»
«... sött nid?»	«... sött nid!» (lacht)	
«Ihr händ also ehnder s'Gfüel, si tüe'si verfüehre, also e Lehreri tüeg es Meitli verfüehre?»	«... je, ... nid ...»	«... ja, <verfüehre>... vilech, mi darf das nid grad e so säge! Aber eh... sage mer: si tüe doch sicher probiere, ... oder.»

Das «Problem» der Homosexualität als Ausdruck einer allgemeinen sozialen Beziehungsstörung

In einer Untersuchung des amerikanischen Sexualforschers Alfred Kinsey («Kinsey-Report» von 1947) gaben 50 Prozent der befragten Männer an, homosexuelle Gefühle und Bedürfnisse zu haben. Jeder dritte Mensch hatte mindestens einmal, und jeder zehnte überwiegend homosexuelle Kontakte. Obwohl dieser, zu seiner Zeit aufsehenerregende Report nicht unumstritten ist (wie sollte er auch), so wird zumindest aus dieser Sicht verständlich, warum die Homosexuellen Organisationen ihre Lage weniger als die einer Minderheit im objektiven Sinne begreifen, jedoch wohl als die einer politischen Randgruppe verstehen, die als bewusste Avant-Garde aktiv gegen moralische und soziale Diskriminierung ihres, und damit schliesslich jedes «Anders-Seins» Stellung bezieht.

A. E. Hohler: «... Was will ich? Weiss ich denn, was ich will? Kann ich wissen, was ich will? Adolf Muschg hat in einem Interview die radikale Frage nach den eigenen Bedürfnissen als die eigentlich revolutionäre Frage unserer Zeit bezeichnet, und ich glaube, er hat recht. (...) Wir wissen nicht, was wir wirklich wollen, und da unsere eigentlichen, das heisst die uns gemässen Bedürfnisse uns fremd bleiben, «wollen» wir und machen wir, was uns nicht gut tut; eine Tatsache von trauriger, unmittelbarer Evidenz. (...) Weil wir stets <beherrscht>, daheim, in der Schule, im Beruf, in der Ehe, in der Öffentlichkeit, nicht gelernt haben, frei zu wollen, sondern unsere wahren Bedürfnisse unterdrückend, uns zu beherrschen. Folge: Wir nehmen uns zusammen, statt uns zu entfalten, oder wir explodieren beherrscht, wo wir können und dürfen, in der materiellen Gier, im Konsum – so angeblich unseren Bedürfnissen fröhend – und im seelischen Affekt – so unseren aufgestauten Unmut herauskotzend –, dies aber so gut wie nie gegen oben. Da haben wir bei Strafe der Zurücksetzung oder Entlassung stets beherrscht zu bleiben (...).»

Die Homosexuellen in ihrer gesellschaftlichen Sündenbockfunktion

Für den einzelnen Homosexuellen, der diesen Mechanismen in noch viel höherem Masse als der «Normalbürger» unterliegt, ergibt sich so die einseitige Wahl des Rückzugs ins sogenannte «Milieu» oder aber die einer verstärkten Anpassung an die herrschenden sozialen und moralischen Verhaltensnormen, in beiden Fällen aber eine psychische Konfliktsituation, die sich proportional zur Dauer ihrer Existenz in bedenklichem Ausmass verschärft.

H. R. Huwyler: «Im Ghetto sind wir bereits. Abkapselung wird nicht von uns betrieben, oder ist nicht von uns betrieben worden, sondern Abkapselung haben bis heute die Heterosexuellen betrieben, beziehungsweise jene Leute der Gesellschaft, die letztlich die Macht haben, solche Abkapselungen zu organisieren, zum Beispiel

durch Informationsverbote für Homosexuelle, Saalverweigerungen und dergleichen. Abkapselung wollen wir durchaus durchbrechen. Doch das bedingt von seiten der Homosexuellen erst einmal ihren Zusammenschluss. Denn nur, wenn sie sich als Gruppe identifizieren lernen (...), haben sie eine Chance, diese Abkapselung zu durchbrechen. (...) Es interessiert doch die Gesellschaft – unter den gegebenen herrschenden Bedingungen, herrschenden Gruppen – letztlich überhaupt nicht, ob Homosexualität nun natürlich sei, oder ob sie sozial entstehe, (...) wenn es im Interesse bestimmter Gesellschaftsgruppen liegt, Homosexualität zu unterdrücken. Homosexualität würde genauso weiter unterdrückt, egal ob der Beweis angetreten wird, dass sie natürlich, oder widernatürlich, oder weiss der Kuckuck was ist. Wir stehen vor der Tatsache, dass in unserer Gesellschaft zum Beispiel Ehe, Familie und Heterosexualität das absolute Monopol innehaben. Darum werden die Homosexualität, und nicht nur sie selber, sondern mit ihr auch alle anderen Formen sexuellen Verhaltens unterdrückt.»

A. E. Hohler: «Sexualität meint immer gleichzeitig sich selbst, und gleichzeitig etwas ganz anderes. Das heisst, die Art und Weise des Sexualaktes steht, über diesen Akt hinaus, für die Art und Weise, unseres zwischengeschlechtlichen, zwischenmenschlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhaltens überhaupt. Und umgekehrt: Die Wirtschaftsordnung spiegelt sich im Bett.»

Die «Minderheitenfrage»

Gerade die Tatsache, dass homosexuelle Frauen und Männer – ob sie wollen oder nicht – ohnehin ausserhalb traditioneller sozialer und politischer Beziehungsstrukturen stehen, bewegt die organisierten Gruppen heute dazu, durch ein aufklärendes, positives Selbstverständnis einen Keil in die Wert- und Normvorstellungen einer Gesellschaftsordnung zu treiben, deren jahrhundertelanges Akzeptieren sich entschieden nicht ausgezahlt hat. Auch ohne die historischen Fakten der Homosexualität in Irrenhaus, Gefängnis und Konzentrationslager, bietet der gewöhnliche Alltag genug der schrecklichen Wirklichkeit: «Schwule Sau», «warmer Bruder», «warmer Schwestern» und derlei Ausdrücke mehr bedeuten noch «salonfähige» Bezeichnungen im Vergleich zu jenen Gefühlen, die, von Abwehr, Angst, Hass und Ekel geprägt, als verbale Waffe etwa in den Reihen der Armee kursieren oder selbst bei anderen, von der herrschenden Moral genauso betroffenen Minderheiten zur Abreaktion willkommene Aufnahme finden. «Schwul sein», das heisst, «seine Homosexualität leben», bedeutet heute nach wie vor, zur sozial absolut niedrigsten Ebene menschlichen Daseins niedersteigen. Selbst die Kriminalität nimmt eine noch höher eingestufte Position auf der Skala sozialer Geringschätzung ein. Dass dem – wie die Geschichte zeigt – nicht immer und überall so war, stört die von diesem Konflikt «Nichtbetroffenen» wenig. Wie alle «Minderheiten», die ihrem Wesen nach von der grossen Gemeinschaft in unbewusstem, doch nichtsdestoweniger ungeheuer sicherem Instinkt als gefährlich für die interessenbeladene Struktur aktueller Zustände lokalisiert werden, nehmen auch die Homosexuellen die Last einer «politischen Zündschnur» auf sich. Wie die Geschichte ebenfalls mehrfach bewiesen hat, legt die Existenz von Repression und Verdrängung nicht nur die Vermutung nahe, dass ein Dynamitfass in Reichweite liegt, sondern stellt den Begriff der «Minderheit» grundsätzlich in Frage, wenn sie ihn nicht schon überhaupt negiert.

Selbstveränderung als unbedingte Voraussetzung einer «selbstverständlicheren» gesellschaftlichen Verhaltensnorm

A. E. Hohler: «Zärtlichkeit erstens, ist nicht nur zwischen Mann und Frau oder Mutter und Kind möglich, sondern auch zwischen Frau und Frau, Mann und Mann; Zärtlichkeit zweitens ist ein Wert in sich, und, soweit nun Mann und Frau gemeint sind, nicht nur auf körperliche Vereinigung gerichtet. Es gibt andere Formen sexueller und

seelischer Befriedigung. (...) Wir haben das Bedürfnis bejaht, angenommen, akzeptiert, anerkannt zu werden. Zärtlichkeit des andern bejaht meine Existenz auf die fraglos überzeugendste Weise. (...) Aggressivität (...), angelegt und vergrössert durch repressive Erziehung und Gesellschaft, wächst, soweit sie nicht vorsätzlich zwecks Krieg und Konfliktstimulierung von oben geradezu angeheizt wird, aus ungestillten Bedürfnissen – also aus Frustration – und blockiert diese Bedürfnisse gleichzeitig. Das heisst, Aggressivität kommt aus entehrter Zärtlichkeit, versagter Anerkennung, entehrter Solidarität (...), und vereitelt Zärtlichkeit, Anerkennung und Solidarität gleichzeitig. (...) Wir haben zu unserem Körper, der wir selber sind, zu unserer Leiblichkeit, die wir selber sind, ein gestörtes Verhältnis, negieren sie in lebensfeindlicher Moral oder übersteigern sie in verabsolutierter Lust. Diese Körperlichkeit, und mit ihr uns selber gelten zu lassen, anzunehmen, überhaupt wahrzunehmen, ist indessen die nicht zu umgehende Voraussetzung jeder begründeten Geistigkeit. (...) Die Welt kommt zu mir, und ich komme zur Welt, durch meine Sinne... wie denn sonst.»

Jürg Prisi

Vier-Wochen-Kurs «Medienerziehung» im Rahmen der Jugendakademie

Höchstwahrscheinlich ist es das erste Mal, dass in der Schweiz ein vier Wochen langer Kurs durchgeführt wird auf dem Gebiet der Medienerziehung. Während der zweimal zwei Wochen (vom 13. Februar bis 11. März) findet auf dem Rorschacherberg und in Hohentannen ein Grundausbildungskurs für Medienerziehung statt. Dieser Sonderkurs findet im Rahmen der Schweizer Jugendakademie statt, die jährlich dreimal sechswöchige Kurse für junge Erwachsene durchführt. Die ersten zwei Wochen stehen unter dem Titel «Auseinandersetzungen mit dem Medium Fernsehen», die zweiten zwei Wochen unter dem Titel «Wir machen einen Video- oder Super-8-Film». Geleitet werden beide Kursteile von Hanspeter Stalder, Medienpädagoge, und Reni Huber, Erwachsenenbildnerin, beide av-alternativen. Ausführliche Programme sind erhältlich beim Sekretariat der Schweizer Jugendakademie, Schloss Wartensee, 9400 Rorschacherberg (071/42 46 45 oder 42 46 46), sowie bei den av-alternativen, Hanspeter Stalder, Rietstrasse 28, 8103 Unterengstringen, 01/79 26 71.

Aus dem Regionalvorstand DRS

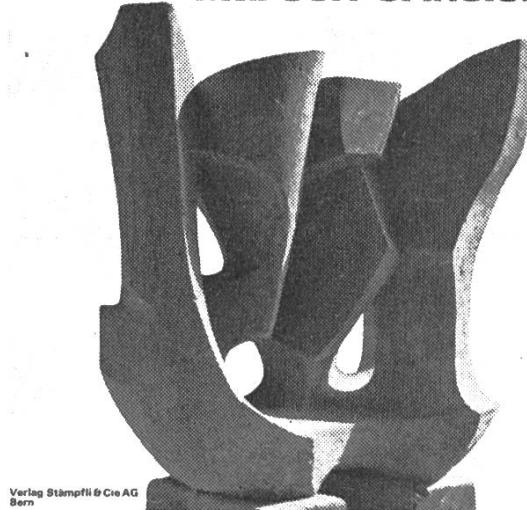
drs. Der Regionalvorstand der Radio- und Fernsehgesellschaft der deutschen und der rätoromanischen Schweiz (DRS) trat am 30.9.77 unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Frank Vischer, Basel, in Zürich zusammen. Er bereinigte seine Stellungnahme zur Frage der in Gang befindlichen Reorganisation der SRG-Trägerschaft. Insbesondere formulierte er jene Kriterien, die es im Zuge der künftigen Organisation den verschiedenen Mitgliedsgesellschaften erlauben sollen, in der Öffentlichkeit ihre gesellschaftspolitische Funktion wahrzunehmen. Bei dieser regionalen Stellungnahme handelt es sich zunächst um eine interne Vernehmlassung zuhanden des SRG-Zentralvorstandes. Der Regionalvorstand DRS hat jedoch seine Absicht bekundet, zu gegebener Zeit die Öffentlichkeit ausführlich zu informieren.

Neben dieser Bereinigung hat der Vorstand eine Reihe von Wahlgeschäften getätigt. Zum neuen Mitglied im Zentralvorstand der SRG wurde Stadtrat Jakob Baur, Zürich, gewählt. Baur tritt die Nachfolge des altershalber aus diesem Gremium ausgeschiedenen NR Dr. Walter König an. Zum neuen Mitglied in der Beschwerdekommission DRS wurde – anstelle von J. Baur – der neu in den Regionalvorstand eingetretene Ständerat Dr. Raymond Broger (Vertreter der Ostschweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft ORG) gewählt. Broger trat im Regionalvorstand die Nachfolge des altershalber zurückgetretenen Eugen Knup, eines verdienten Pioniers des Schweizer Radiowesens, an. Als neues Mitglied in Geschäftsausschuss und Redaktionskommission «Schweizer Schulfunk» wurde – anstelle von E. Knup – Frau Dr. Anny Schmid-Affolter, Luzern, gewählt.

AZ
3000 Bern 1

Zwei besondere Bildhauer-Monographien:

Marcel Perincioli



Verlag Stämpfli & Cie AG
Bern

Max Huggler

**Die Brunnen
von Max Fueter
in Bern**



Verlag Stämpfli & Cie AG Bern

Marcel Perincioli

Mit einer Einführung
von Alfred Scheidegger.
1969, 23 Seiten Text,
64 Seiten Abbildungen,
laminierter Pappband,
Fr./DM 20.—

Max Huggler

**Die Brunnen
von Max Fueter in Bern**

1975, 48 Seiten,
20 Abbildungen,
laminierter Pappband,
Fr./DM 18.—

In jeder Buchhandlung erhältlich



Verlag Stämpfli & Cie AG, Bern